



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die kirchliche Baukunst des Abendlandes

historisch und systematisch dargestellt

Dehio, Georg

Stuttgart, 1892

3. Die Choranlagen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81352](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-81352)

der Schiffe. Es ist interessant, auch diese näher zu betrachten. S. Sernin ist jünger wie S. Remy. Der Chor wurde a. 1096 eingeweiht, Transsept und Langhaus im nächsten Jahrhundert langsam fortgeführt. Mit hin hatten die Erbauer von S. Sernin das gemeinschaftliche Muster schon in einem veränderten Zustande vor Augen: nämlich in dem auf Wölbung berechneten Umbau seit A. saec. 12. Dieser Zustand ist ganz genau kopiert: man erkennt dieselben Pfeilergrundrisse, dieselben Gewölbespannungen; eine leider nur flüchtige Ansicht von S. Martin, genommen während des Abbruches im Jahre 1798, zeigt auch dasselbe System des Aufbaus (Abb. im Bull. mon. 1874, p. 50). Besitzen wir nun in S. Remy eine ebenso genaue Kopie des ersten, flachgedeckten Zustandes? Ein paar bedeutsame kleine Umstände machen es höchst wahrscheinlich. Während nämlich der Kopist in S. Sernin Länge und Breite der Schiffe präzise wiedergibt, hat er sich die Pfeilerintervallen nicht so genau gemerkt: sie sind um 40 cm enger geraten und dadurch bei gleicher Gesamtlänge 12 Traveen anstatt der 11 des Originalen herausgekommen. In diesen beiden Punkten nun stimmt S. Remy auch noch mit dem zweiten Zustande von S. Martin mit staunenswerter Akkuratess überein. Nichts ist da wahrscheinlicher, als dass auch die Schiffweiten ursprünglich die gleichen waren. Eine Weite von 13,50 m zu überwölben, schien jedoch zu Anfang des saec. 12 mit Recht ein zu kühnes Wagestück und deshalb rückte man die Stützen enger zusammen und zwar, um als Grundlage für den Zentralturm ein reines Quadrat zu gewinnen, auf das unverändert das alte bleibende Maass des Querhaus-Mittelschiffs. Die Winkelabweichungen beim Anschluss an die Chorrundung zeigen deutlich, dass hier eine nachträgliche Verschiebung vorliegt.

Wir haben der obigen Untersuchung einen grösseren Raum gestattet, als sonst unsere Gewohnheit ist. Das Resultat — die Restitution des für die Entwicklungsgeschichte des Frühromanismus in Frankreich wichtigsten Denkmals — schien uns dieses Aufwandes wert zu sein.

3. Die Choranlagen.

Wie in Deutschland, so ist auch in Frankreich der Chor derjenige Teil des überlieferten Basilikengrundrisses, der zuerst und am kräftigsten vom Umgestaltungstribe ergriffen wird. Während aber in deutsch-romanischem Stil der an dieser Stelle angeschlagene Rhythmus alsbald den ganzen Grundplan durchdringt, wird im französischen der Chor als ein für sich bestehendes Motiv behandelt. Diese Auffassung ist weniger organisch, aber sie gestattet eine Mannigfaltigkeit

der Lösungen, die in Wirklichkeit zu einer unübersehbaren wird. Wir wollen uns nur mit den geläufigeren Formen beschäftigen.

EINFACHE. Der Halbkreis der Apsis schliesst unmittelbar an das Transsept, beziehungsweise das Hauptschiff an: Taf. 79, Fig. 3, 4, 5, 8. Häufiger wird ein viereckiger Raumteil in der Breite der Apsis — man könnte ihn Vorderchor nennen — eingeschoben. Die Ähnlichkeit mit dem deutschromanischen Kreuzgrundriss ist nur eine scheinbare; denn dieser Vorderchor ist nicht das durch das Transsept hindurchgedrungene Hauptschiff, sondern niedriger wie dieses, gewölbt, in gleicher Scheitelhöhe mit der Apsis. Beispiele Taf. 79, Fig. 2, 6, 7, 15, Taf. 84, Fig. 3, Taf. 85, Fig. 3. Zuweilen hat der Vorderchor nur sehr geringe Tiefe: S. Cyr in Nevers S. 260.

RUNDCHOR MIT UMGANG UND AUSSTRAHLENDEN KAPELLEN. In den grossen Kirchen, noch mehr den Abtei- als den Kathedralkirchen, ging die erste Forderung an vorzunehmende Neuerungen auf Erweiterung des Chores, teils um einen unabhängigen und passend gegliederten Raum für die Geistlichkeit, teils um angemessene Plätze für eine Mehrheit von Altären zu gewinnen. Im ostfränkischen Reiche waren diese Desiderate getrennt behandelt worden; das eine führte zur Verlängerung des Mittelschiffs über das Querschiff hinaus, das andere zur Anlage des Westchors. Im westfränkischen Reich suchte man beide gemeinschaftlich zu lösen, eben durch die in Rede stehende Disposition. Lag dort der Krystallisationspunkt im Kreuzesmittel (der Vierung), so hier in der Apsis. Die Erweiterung erfolgt konzentrisch. Ein ringförmiger Umgang setzt sich an, durch eine Säulensstellung vom inneren Halbkreis abgegrenzt. Der letztere enthält den Hauptaltar und ihn umgiebt gleichsam ein Strahlenkranz von Nebentälären, in halbrunden, aus dem äusseren Mauerring in radiantem Stellungen zum Zentrum hervortretenden Nischen. Noch ausdrucksvoller gestaltet sich diese Gruppierung, wenn der innere Halbkreis von einem Lichtgaden überragt wird. Ist ein Transsept vorhanden, so wird auch dieses an der Ostseite seiner Flügel mit Apsidiolen besetzt.

In der That hat die ganze Baukunst des Mittelalters kein zweites Grundrissmotiv mehr von so glänzender Schönheit und so reicher Entwicklungsfähigkeit — zumal für die Komposition des äusseren Aufbaus — hervorgebracht, wie das eben beschriebene. Es ist der erste selbständige Gedanke von Bedeutung, mit dem die romanische Kunst in Frankreich hervortritt, und bleibt dann ihr immer stolzer

heranwachsendes Lieblingskind; ja, er überdauert den romanischen Stil selbst, um im gotischen seinen aufs höchste gesteigerten Ausdruck zu finden. Dabei bleibt das Motiv ein spezifisch französisches. Schon die provençalische, wie die normännisch-englische Schule machen nur sporadischen Gebrauch davon, Deutschland und Italien kennen es nicht ¹⁾ wohl aber Spanien, das baugeschichtlich nur eine französische Provinz ist.

Die ENTSTEHUNG des Motives liegt nach Zeit und Ursache im Dunkel verborgen ²⁾. Wir geben nachstehend einen Versuch, dasselbe wenigstens auf einigen Punkten zu erhellen. — Die beiden ältesten erhaltenen Denkmalbeispiele sind die Notre-Dame de la Coûture in Le Mans (Taf. 119, Fig. 7 u. 7a) und S. Martin in Tours. An der COÛTURE unterscheidet man drei Bauperioden: die jüngste, ein Umbau des Schiffs im saec. 12, vgl. die rechte Hälfte unserer Zeichnung; die zweite, eine Erweiterung des Chors unter Abt Gauzbert (c. a. 990—1007); die älteste, aus saec. 9, in der Krypta (Fig. 7a) und den untern Mauerteilen der Schiffe noch erkennbar, woraus sich die Restitution auf der linken Hälfte der Zeichnung ergibt ³⁾, vgl. Congrès arch. 1878.

Da in der 992 oder 993 beginnenden Bauperiode zweierlei zu unterscheiden ist: Ausbesserung der Schiffe und Neubau des Chors — so folgt aus der Thatsache, dass a. 995 Bischof Sigenfried in der Kirche bestattet wurde, noch keineswegs die andere, dass in diesem Jahre schon der neue Chor bestanden habe; er könnte ganz wohl erst in den letzten Jahren Abt Gauzberts († a. 1007) errichtet sein. Mit andern Worten: die chronologische Ueberlieferung widerspricht der Möglichkeit nicht, dass die Coûture eine Nachahmung des schon 997 begonnenen Martinsmünsters gewesen sei. Und diese Möglichkeit ist, wenn wir die auf S. 249 u. 263 dargelegte hohe Bedeutung von S. Martin in Erwägung ziehen, ohne Frage die überwiegend wahrscheinlichere. Sie empfängt eine spezielle Unterstützung in der Nachricht, dass Gauzbert, als er nach Le Mans berufen wurde, sich bereits als Baumeister einen Namen gemacht hatte: vier nicht unbedeutende Kirchen waren unter seiner Leitung entstanden (vgl. Ramé im Bulletin du comité des travaux historiques 1882, p. 191) sämtlich bei oder in Tours.

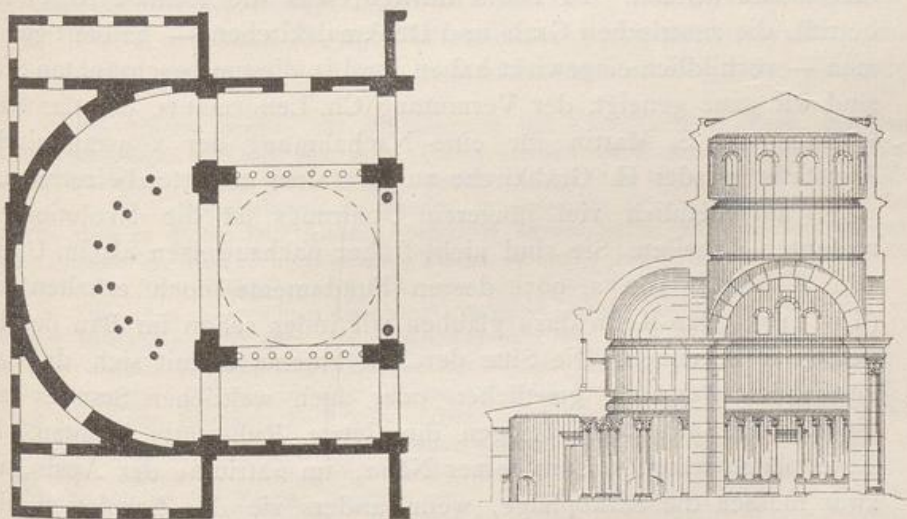
¹⁾ Ausnahmen: S. Godehard in Hildesheim, S. Trinità in Venasio, Kathedrale von Acerenza.

²⁾ Zur Kritik der Meinungen von Fergusson, Marimée, Lenoir vgl. G. v. Bezold in Centralblatt der Bauverwaltung 1886, Nr. 15.

³⁾ Beiläufig bemerkt: eine überraschende Ähnlichkeit mit dem von uns vermutungsweise gleichfalls dem saec. 9 zugeschriebenen Grundriss von Hersfeld, Taf. 42.

Ueber allem Zweifel steht sodann die vorbildliche Einwirkung des Martinsmünsters bei dem drittältesten der erhaltenen Beispiele, bei S. Remy in Reims, vgl. oben S. 262.

Die weitere Frage ist nun, ob das Motiv bei dem Neubau des MARTINSMÜNSTERS seit 997 als ein ganz neues auftrat, oder ob es schon durch den alten Bau des Perpetuus (von a. 470) irgendwie prädisponiert war. Von dem hohen, ja einzigen Ruhm dieser Kirche, so als Architekturwerk wie als Wallfahrtsziel, haben wir früher gesprochen. Ihre Anlage unterschied sich in mehreren Punkten von dem altchristlichen Normal-schema, vorab in betreff der Apsis. Dieselbe hatte hier nicht, wie es sonst die gewöhnliche Bestimmung war, als Presbyterium zu dienen, sondern als Martyrium, als Aufbewahrungsort für die sterblichen Reste des Heiligen: »Hic (Perpetuus) sub mota basilica, quam Briccius episcopus aedificaverat super sanctum Martinum, aedificavit aliam amplio-rem miro opere, in cujus absida beatum corpus venerabilis sancti transtulit« (Gregorii Turonensis Hist. Franc. X, c. 31). Diesem Zwecke wurde die bauliche Disposition angepasst. Der dreifache Sarg, anstatt



in einer Krypta verborgen zu werden, stand auf ebener Erde, im Zentrum der Apsis, geschützt durch eine Aedikula, zu der eine mit einem Vorhang versehene Thür führte. In der Richtung der Füße des Heiligen, d. i. gegen Osten, schloss sich an die Apsis ein »atrium«, von welchem aus die Besucher das Grab in der Nähe betrachten konnten. J. Quicherat hat in seiner bedeutenden Abhandlung »Restitution de la basilique de Saint-Martin de Tours« (Revue archéologique 1869 und 1870, wieder abgedruckt in den Mélanges d'archéologie et d'histoire 1886), auf Grund sorgfältigster und scharfsinnigster Erwägung

aller zerstreuten Zeugnisse, die Ansicht ausgesprochen, dass das fragliche »atrium« nur als ein ringförmiger Umgang um die in Säulenstellungen sich öffnende Apsis gedacht werden könne, wie die beistehende Zeichnung anschaulich macht. Wir wollen Quicherats Restitution nicht in allen Stücken vertreten, in dem genannten Hauptpunkte aber kommt ihr höchste Wahrscheinlichkeit zu. Sie findet schwerwiegende Unterstützung in den inzwischen von G. B. de Rossi (*Bulletino cristiano* 1880, p. 148—151) nachgewiesenen Analogien, wonach eine ganze Anzahl frühchristlicher Kirchen speziell des 5. und 6. Jahrhunderts (S. Maria maggiore und SS. Cosma e Damiano in Rom, die Basilika Severiana in Neapel, die Basilika von Prata bei Avellino, die Basilika zu Tebessa in Afrika etc.) ihre Apsiden durch Bogen- und Säulenstellungen gegen einen hinterwärts liegenden, meist konzentrisch angelegten Raum öffneten. Mit Recht meint de Rossi, dass diese abnormale Disposition in den genannten Jahrhunderten in Italien, Afrika und Gallien ziemlich häufig angewendet worden sein muss. Der spezielle Zweck wechselte; in S. Maria maggiore z. B. wurde der Umgang als Matronäum benutzt. In Tours dürften, was die formale Ausbildung betrifft, die zentrischen Grab- und Denkmalskirchen — halbiert genommen — vorbildlich eingewirkt haben, und in diesem beschränkten Sinne sind wir ganz geneigt, der Vermutung Ch. Lenormants, der das Sanktuarium von S. Martin für eine Nachahmung der konstantinischen Anastasis bei der H. Grabkirche zu Jerusalem erklärte, beizutreten.

Wahrscheinlich viel jüngeren Ursprungs ist die Evolution der radianten Kapellen. Sie sind nicht früher nachzuweisen als im Umbau von S. Martin von a. 997, dessen Fundamente noch erhalten sind (Taf. 119). Den Keim dazu glauben wir indes schon im Bau des Perpetuus zu erkennen. Die Sitte der Zeit brachte es mit sich, dass ausgezeichnete Personen geistlichen oder auch weltlichen Standes unter einem Dach mit dem Heiligen ihre letzte Ruhestätte suchten. Die Ehrenplätze waren die in seiner Nähe, im »atrium« der Apsis, und zwar müssen die Sarkophage, wenn anders sie die Zirkulation nicht stören sollten, in Nischen sub arcu aufgestellt worden sein (wofür Quicherat p. 63 auch noch bestimmte Analogien anführt). Die hier Bestatteten erlangten nun mit der Zeit selber das Ansehen von Heiligen, auch an ihren Gräbern geschahen Mirakel, ihre Sarkophage wurden zu Altären. — Somit wären die radianten Kapellen die naturgemäße Fortbildung dieser ursprünglichen Grabnischen. Wann das geschah, ist nicht zu sagen. Vielleicht erst im Neubau von 997, vielleicht schon gelegentlich einer der früheren Restaurationen, deren das Gebäude in seinem 500jährigen Bestande mehrere erfahren hatte. Nachbildungen sind mit Sicherheit jedenfalls nicht früher als seit jenem

Neubau nachzuweisen ¹⁾. Derselbe traf in den fruchtbaren Augenblick, wo nach einer mehr wie hundertjährigen Epoche des Darniederliegens eine ausserordentliche Thätigkeit im Kirchenbau erwacht war. Solche Augenblicke sind erfahrungsmässig die günstigsten für die Ausbreitung einer zuerst lokal fixierten Bauidée. Das hohe Ansehen des Martinsmünsters wie die Schönheit des Motives an sich lassen die nun anhebenden vielfältigen Nachahmungen sehr begreiflich erscheinen. Ganz besonders aber wurden dieselben durch die eben in diese Zeit fallende ausschweifende Steigerung der Reliquienverehrung und des Wallfahrtswesens (S. 251) befördert. Waren in früherer Zeit die heiligen Gebeine in Konfessionen und Krypten verborgen, so wurde es jetzt, zunächst in Frankreich, Sitte, sie in der Apsis der Oberkirche an besser sichtbarem Platze aufzustellen; mit andern Worten: die Anordnung, die in S. Martin als eine singuläre von jeher bestand, wurde jetzt eine häufig beliebte. Ein, wie uns scheint, sehr helles Licht über diesen Zusammenhang ²⁾ verbreitet die Wahrnehmung, dass von den Denkmälern, die als die nach S. Martin ältesten Beispiele für die Anwendung des Chorumgangs mit Kapellenkranz zu nennen sind, die meisten zugleich in der Reihe der oben (S. 251) aufgeführten vornehmsten Wallfahrtsziele figurieren, nämlich: S. Remy in Reims (seit a. 1005), die Kathedrale

¹⁾ Als ältestes Beispiel für den Umgang mit Kapellenkranz pflegen die französischen Archäologen nicht S. Martin in Tours, sondern die Kathedrale von Le Mans zu nennen. Dieselbe, erbaut seit a. 834, besass zufolge den *Gesta Alderici ap. Baluze, Miscell. I, p. 81*: »deambulatoria in circuitu, in quibus et altaria quinque.« Die Interpretation, dass zu diesen fünf Altären ebensoviel Apsidiolen in radianter Stellung gehört hätten, scheint uns doch recht unsicher. Thatsache bleibt jedenfalls, dass die Ausbreitung des Motivs von Tours ausgeht, und zwar erst vom Neubau von a. 997.

²⁾ Die oben ausgeführte Ursprungshypothese erhebt nicht den Anspruch einer allseitigen Erklärung. Ist auch der Ausgangspunkt, wie wir überzeugt sind, richtig erkannt, so bleiben für die lange Epoche bis in den Anfang des 11. Jahrhunderts die Zwischenmomente und mitwirkenden Bedingungen im Dunkeln. Der Versuch kann nur nützlich sein, den Hergang auch von anderer Seite her zu beleuchten. Einen solchen hat G. v. Bezold im Centralblatt der Bauverwaltung 1886, Nr. 15, 16 vorgelegt. Als das sachliche Agens wird hier gleichfalls der Reliquienkult, als Grundlage der formalen Ausbildung jedoch die Krypta angenommen. An den Beispielen Taf. 119, Fig. 1—5 lässt sich eine Entwicklung aus der altchristlichen Konfession (Taf. 42, Fig. 9) verfolgen, darauf hinauslaufend, dass der Umgang immer mehr verbreitert und die denselben von der Grabkammer trennende Wand mit Arkaden durchbrochen wurde, welche Anordnung der vorüberziehenden Menge den Sarkophag bequem zu betrachten, vielleicht zu berühren gestattete, ohne dass sie in die Kammer selbst eindringen durfte. Diese Einrichtung, meint Bezold, sei hinterher auf den Chor der Oberkirche übertragen worden. Lo- nun, meint Bezold, sei hinterher auf den Chor der Oberkirche übertragen worden. Lo- nisch betrachtet eine sehr ansprechende Erklärung. Aber an der Hand der Denkmäler lässt sie sich nicht durchführen. Es giebt keine Krypten dieser Art, die älter wären als die entsprechenden Dispositionen der Oberkirche in S. Martin, S. Remy u. s. w. Wohl die älteste nachweisbare (c. a. 1020) ist die zu Montmajour; aber gerade hier und überhaupt in der ganzen Provence, findet Uebertragung auf die Oberkirche nicht statt. Dagegen sind S. Martin und S. Remy ohne Krypten, und die aus dem Bau des saec. 9 herübergenommene Krypta der Coître zu Le Mans (Fig. 7a) hat keinen Umgang, desgleichen nicht die von S. Sernin. In vereinzelten Fällen, z. B. in S. Philibert zu Tournus, könnte immerhin der Ausgangspunkt in der Krypta gewesen sein.

von Chartres (a. 1112), Saint-Savin (zwischen c. a. 1020—1030), S. Hilaire in Poitiers (geweiht a. 1049); wahrscheinlich auch die Abteikirche zu Fécamp in der Normandie (bald nach a. 1000); endlich S. Sernin in Toulouse. Sehr bald gewann dann das Motiv typische Geltung und wurde auch bei solchen Kirchen verwendet, die zu den Wallfahrtskirchen grossen Stils nicht gehören, wie die Coûture in Le Mans, die Kathedrale von Vannes in der Bretagne (erbaut von Bischof Judicael, der 991—1037 regierte, vgl. *Congrès arch.* 1882), S. Aignan in Orléans (gew. a. 1029).

Ein zweites Zentrum scheint CLERMONT-FERRAND gewesen zu sein. Gelegentlich seines Berichtes über die Einweihung von S. Aignan in Orléans a. 1029 (aus welcher Epoche die Krypta Taf. 119, Fig. 2) bemerkt der Chronist, die Kirche sei gebaut »in similitudinem S. Mariae etc. SS. Agricola et Vitalis in Claramonte«. Diese Kirche, die Vorgängerin der jetzigen Notre-Dame du Port, mit der sie oft verwechselt wird, die aber erst aus E. saec. 11 stammt, war von Bischof Namatius um a. 470, also genau gleichzeitig mit dem Bau des Perpetuus in Tours erbaut, a. 870 erneuert, im folgenden Jahrhundert durch die Normannen beschädigt und wiederhergestellt. Auch hier anscheinend Nachahmung von S. Martin. Denn nach der obigen Notiz über S. Aignan muss die Existenz eines Deambulatoriums unbedingt angenommen werden. Das in Clermont aufgestellte Muster fand in der Auvergne so allgemeine Nachahmung, dass hier kaum eine Kirche ohne die betreffende Choranlage zu finden ist. Bei aller Aehnlichkeit im allgemeinen unterscheiden sich der auvergnatische und der tourainische Typus doch in einem Punkte grundsätzlich voneinander: bei jenem ist die Zahl der radiantten Kapellen immer gerade, meist vier, zuweilen zwei — bei diesem immer ungerade, fünf oder drei; so dass dort die Hauptaxe des Gebäudes zwischen zwei Kapellen auf ein Fenster im Umgange trifft, hier mit der Axe der mittleren Kapelle zusammenfällt. Die Ursache der letztern Disposition glauben wir darin zu erkennen, dass im alten Martinusmünster das Grab des Perpetuus in der Richtung der Füsse des Martinus, d. h. eben in der Hauptaxe des Gebäudes, angelegt war. — Wir fassen die letzten Erörterungen mit den früheren auf S. 263 in folgender Stammtafel zusammen:

S. Martin in Tours:

Bau von a. 470.	Neubau a. 997—1014.	Umbau c. a. 1100.
SS. Agricola et Vitalis in Clermont.	Le Mans, Poitiers, Reims, Cluny a. 1089	S. Sernin in Toulouse.
Auvergne, Nevers, Orléans.	jüngere burgundische Schule.	S. Jago de Compostella.

VIERECKIGE CHÖRE MIT NEBENCHÖREN ¹⁾. Diese Formation ist nicht von so altem Ursprung und auch nicht von so langer Dauer, wie der Rundchor mit Umgang, aber in einem engeren zeitlichen Rahmen, nämlich im 11. und in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, hat sie grosse Verbreitung gefunden, in Frankreich und über Frankreich hinaus. Der Mittelpunkt ist Cluny.

Diese berühmte Abtei gehörte nicht in die Reihe der Wallfahrtskirchen; Zwecke, wie sie durch das Deambulatorium der Schule von Tours verfolgt wurden, lagen hier nicht vor. Dafür war die Geistlichkeit sehr zahlreich, ihr Raumbedürfnis gross. Seit dem 9. Jahrhundert bestand die Regel, dass jeder Priester täglich die Messe lese; zu vermeiden war dabei, dass zwei Priester von gleichem Range an demselben Tage denselben Altar benutzten; ferner sollten diese Privatmessen nach der missa solemnis und niemals zu zweien zugleich abgehalten werden ²⁾. Erwägt man dazu, dass die Mönche zwar nicht alle, in stark bevölkerten Klöstern immerhin viele, die Priesterweihe besaßen, so wird die mit der Jugendentwicklung der romanischen Baukunst zusammenfallende, in erster Linie von den Klosterkirchen auf die Bahn gebrachte Vermehrung der Altäre begreiflich. Der Bauplan von St. Gallen zeigt ihrer nicht weniger als 17 auf die ganze Kirche verteilt, in der von Alkuin in York erbauten Kirche waren es sogar 30. Das mochte hingehen, solange das Kloster in einsamer Gegend lag und seine Laiengemeinde klein war. Wo man aber mit stärkerem Andrang des Volkes zu rechnen hatte, war es durchaus nötig, das Schiff von Altären und Schranken zu befreien und an anderer Stelle für sie Raum zu schaffen. Frühe Beispiele konsequenter Ausbildung auf dieses Ziel hin gewahren wir an einigen Kirchen des saec. 11 in Burgund: ANZY-LE-DUC im Herzogtum, PAYERNE und ROMAINMOTIER im Königreich, jetzt zur Schweiz gehörig, Taf. 118, 121. Der formbestimmende Kern ist das (nicht immer reine) Chorquadrat, das in seinem Verhältnis zum Querschiff auf frühe geschichtliche Beziehung zur deutsch-romanischen Kreuzbasilika hinweist. Neben diesem werden zwei rechteckige Kapellen als Nebenchöre angelegt, schmaler und niedriger, aber von gleicher Tiefe, so dass sie gegen Osten mit dem Hauptchor eine zusammenhängende Abschlussmauer bilden, an die sich Apsiden anlehnen; dann noch je eine Apsis an den Kreuzarmen, also im ganzen fünf. Wie verbreitet diese Disposition in Burgund gewesen sein muss, sieht man daraus, dass sie noch im folgenden

¹⁾ Vgl. G. v. Bezold im Centralblatt der Bauverwaltung 1886, Nr. 29.

²⁾ Martène, *De antiquis ecclesiae ritibus*, ed. 1763, t. II, lib. I, cap. 3.

Jahrhundert, trotz der durch den Rundchor mit Umgang gemachten Konkurrenz, sich erhält: reich in CHATEAU-MEILLANT, einfacher in CHATEAU-PONÇAT und SEMUR-EN-BRIONNAIS; ja im Grunde gehen selbst die grossen Kathedralbauten von AUTUN, LYON, VIENNE auf diesen Typus zurück. Bedeutsam ist nun, dass die oben genannten drei ältesten Exemplare der Cluniacenserkongregation angehören.

Das Mutterkloster zu CLUNY hat drei Kirchen nacheinander entstehen sehen, jede folgende grösser und prachtvoller als die vorhergehende: den Stiftungsbau von a. 910, die schon bedeutende Säulenbasilika des Majolus, geweiht a. 981, die kolossale Gewölbekirche Hugos, begonnen a. 1089. Der für uns in Frage kommende Bau ist der mittlere. Wenn schon die speziell in der Choranlage hervortretende Familienähnlichkeit der genannten drei burgundischen Tochterkirchen eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür ergibt, dass das gemeinschaftliche Formprinzip der Mutterkirche entnommen sei, so steigert sich dieselbe, man kann sagen zur Gewissheit, wenn wir sehen, unter welchen Voraussetzungen eben dieselbe Form in zwei entfernten Stilregionen wieder auftaucht.

Das eine Mal in Deutschland, in den auf S. 209 f. besprochenen Klöstern der Hirsauer Regel. Dieselbe war, wie bekannt, eine Filiation von Cluny, und die unverbrüchliche Gewissenhaftigkeit, womit gewisse Eigentümlichkeiten des Planes, darunter besonders die Chordisposition, stets wiederholt wurden, bezeugt deren feste Begründung in den liturgischen Gewohnheiten der Kongregation.

Das andere Mal in der Normandie. Hier wurde die Cluniacenserregel durch den berühmten Abt Wilhelm eingeführt, einen geborenen Piemontesen, der in früher Jugend mit S. Majolus nach Cluny gekommen war, dann dem Kloster S. Benigne in Dijon vorstand, von Herzog Richard II. in die Normandie berufen wurde und die grosse Abtei von Fécamp bis an seinen Tod a. 1031 regierte. Er soll in seiner neuen Heimat über 40 Kirchen und Klöster errichtet haben. Unter den ältesten Kirchen des Landes ist wenigstens eine, die mit aller Sicherheit als Wilhelms Werk betrachtet werden kann: die des Klosters BERNAY. Der Grundriss (Taf. 80) zeigt in der entscheidenden Partie genaueste Uebereinstimmung mit der Aureliuskirche zu Hirsau. Und ebenso sorgfältig, wie in den Klosterkirchen der Hirsauer Regel wurde in den normännischen die in Rede stehende Eigentümlichkeit festgehalten.

Diese Uebereinstimmung giebt eine Grundlage, wie sie fester kaum gedacht werden konnte, für die Restitution des gemeinschaftlichen Vorbildes, der Kirche des Majolus zu Cluny, und sie zeigt zugleich, welches Gewicht die oberste Leitung der Kongregation, auch hierin

dem in ihr waltenden zentralistischen und internationalen Geiste treu, auf die Genauigkeit der Nachahmung legte.

Merkwürdig nun, dass Cluny selbst von dem traditionellen Ideale zuerst abfiel. Als Abt Hugo der Grosse im Jahre 1089 den Bau des Majolus abbrach, um ihn durch einen über jedes bekannte Maass hinausgreifend grossartigen Neubau zu ersetzen, da adoptierte er für den Chor den Typus von S. Martin in Tours. Wir glauben, dass es aus einer rein künstlerischen Begeisterung geschah, der wir unsererseits durchaus beipflichten. Wie eine Art Entschuldigung klingt es, wenn verbreitet wurde, der Baumeister — Mönch Gauzo — habe den Plan im Traume von einem Engel empfangen. Das hiermit gegebene Beispiel fand Nachahmung in PARAY-LE-MONIAL und LA-CHARITÉ, wo ein älterer Chor, dessen mutmassliche Gestalt wir Taf. 121, Fig. 3, vorführen, eigens deshalb abgebrochen wurde. Es fehlte aber auch nicht an Tadeln. Der feurigste und überzeugendste war der H. Bernhard. Die grosse Reaktion, die er im kirchlichen Bauwesen heraufführte — eine Reaktion der Einfachheit gegen die Pracht —, wird uns an späterer Stelle ausführlich beschäftigen. Eines wollen wir aber schon hier feststellen: dass Bernhard seine Forderung der Rückkehr zur Einfachheit der Alten ganz wörtlich verstand; denn der bekannte typische Chor der Cistercienserkirchen ist in der That nichts anderes als die Erneuerung des alten Cluniacenserchors in streng rationellem Sinne.

4. Der innere Aufbau.

Wenn wir die in diesem Kapitel betrachtete Baugruppe durch das Epitheton »flachgedeckt« charakterisiert haben, so ist das nicht ganz unumschränkt zu verstehen. Wir haben früher einige Anzeichen dafür aufgeführt, dass schon die karolingische Epoche mit dem Gedanken der Ueberwölbung der Basilika sich zu schaffen gemacht habe. Wir sahen weiter die grosse Spaltung in der westfränkischen Architektur eintreten, derzufolge der Süden auf die basilikale Konformation, der Norden auf die Gewölbedecke Verzicht leistete. Dieser letztere Verzicht war jedoch kein unbedingter, man bezeichnet ihn genauer als Kompromiss. Zwei Raumteile wurden nämlich in der That mit Gewölben gedeckt: der Chor und die Seitenschiffe, die mit ihren geringen Abmessungen und wenig durchbrochenen Mauern konstruktive Schwierigkeiten nicht boten. Flachgedeckt blieb dagegen das Mittelschiff und damit der strukturelle Organismus des Ganzen tiefergreifenden Umwälzungen nicht weiter ausgesetzt.